Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 5 (1992)
Heft: 11

Artikel: La Chaux-de-Fonds, die Hauptstadt des 19. Jahrhunderts
Autor: Loderer, Benedikt
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-119686

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BILD: BIBLIOTHEQUE, LA CHAUX-DE-FONDS

Junod-Plan, ergänzte Fassung aus dem Jahr 1841. Der «grosse Rechen», der ins Weidland vorstösst, hinterlässt eine Strassen- und Enteignungsordnung. Deutlich ist auch der Hauptplatz und das Strassenkreuz Perret-Gentils zu sehen.

La Chaux-de-Fonds, die Hauptstadt des 19. Jahrhunderts

von Benedikt Loderer

Die Stadt La Chaux-de-Fonds ist die einzige Stadt der Schweiz, die ganz entschieden eines ist: überhaupt nicht heimelig. Sich mit ihr zu beschäftigen, ist ein wichtiger Akt der geistigen Hygiene. Die Moderne fand lange vor ihrem Ausbruch im Neuenburger Jura statt.

Den Schulkindern der Schweiz wird La Chaux-de-Fonds im Neuenburger Jura als «eine amerikanische Stadt» vorgeführt. Alle starren auf den regelmässigen Strassenraster, doch kaum jemand sieht sich die Stadt an. Sie gilt als ein tristes Exotikum, eine unschweizerische Ausnahme. Beim Betrachten des Stadtplans entfleucht den anständigen Leuten der Stossseufzer, der vor Jahren schon sich der Brust einer Figur des Karikaturisten Bö entrang: » Gottseidank isch eusereis scho vo Huus uf nid eso!»
Dagegen zu halten ist: La Chaux-de-Fonds ist die einzige Stadt der Schweiz, in der das Pittoreske wohltuend fehlt. Nichts ist heimelig, gottseidank. Das ist der Hauptbeitrag dieser Stadt zur geistigen Hygiene unseres Landes. Wer das nicht als Befreiung erlebt, der will im Dumpfen hocken bleiben.
Ich erkläre wider alles gesunde Volksempfinden: La Chaux-de-Fonds ist städtebaulich die Hauptstadt des 19. Jahrhunderts in der Schweiz. Alles schön Mittelalterliche, alles Barockgrossartige, alles Blockrandbedeutende, alle Fragmente der neuen Stadt, die gibt's auch anderswo, doch meistens konsequenter und zukunftsmächtiger. La Chaux-de-Fonds hingegen, das gibt es nur einmal. Es wird Zeit, diese Stadt gebührend zur Kenntnis zu nehmen.
Alles beginnt mit einem Dorfbrand. In der Nacht vom 4. auf den 5. Mai 1794 brannte La Chaux-de-Fonds, ein Hinterwäldlerdorf im preussischen Fürstentum Neuenburg, fast völlständig ab. (In Paris hatte in dem Augenblick Robespierre noch einen Monat zu leben.) «Der Brandstifter als Städtebauer», dieses Buch muss erst noch geschrieben werden, La Chaux-de-Fonds wird darin ein eigenes Kapitel haben.
Der Wiederaufbau beginnt sofort. Steuerbefreiung und eine grosszügige Gabe des preussischen Königs sorgen für ein hervorragendes Investitionsklima. Moise Perret-Gentil (1744-1815), der Gründervater der kommenden Stadt, soll den neuen Plan gezeichnet haben. Er übernimmt das bestehende Bebauungsmuster, doch führt er drei neue Elemente ein.
1. Die Place de l'hotel de ville als sichtbare Stadtmitte,
2. die Einführung des Strassenkreuzes Nord/Süd und Ost/West, und

3. die Herrschaft der Feuerpolizei. Künftig wird die Stadtplanung von den sappeur-pompiers mitgestaltet werden. Die Bauten werden in einzelne «massifs», freistehende Blöcke, unterbrochen, der Abstand wirkt als Brandabschnitt.

Rund 40 Jahre später, nach einer geruhsamen Zeit langsamen Wachstums (im Jahresdurchschnitt 4 Neubauten), greift die erstarkte Uhrenfabrikantenbourgeoisie entscheidend in die Stadtentwicklung ein. Aus dem Dorf macht sie ein Wirtschaftsentwicklungsgebiet. Die Uhrenindustrie bereitet sich ihr Terrain vor. Noch bevor die Siedlung sich den Strassen entlang seesternartig ausbreiten konnte, «stösst der Junod-Plan von 1835 wie mit der Bewegung eines grossen Rechens ins Weideland vor» (Jacques Gubler).

Von der Stadtmitte aus werden vier Sektoren mit parallelen Strassenzügen gebildet, «eher eine Strassen- und Enteignungsordnung als ein Parzellierungssystem» (Gubler). Es geht um eine rationelle Kontrolle des Wachstums, der Uhrenmachergeist will seine Ordnung haben. Doch welche Schweizer Stadt hat noch vor der Mitte des 19. Jahrhunderts eine Stadtplanung geschaffen, die fast hundert Jahre halten wird? Welche Stadt hat damals schon ein offenes System zur verbindlichen Richtschnur gewählt, das der kommenden Entwicklung wirklich gewachsen war? Wo ist der Grundsatz des haushälterischen Umgangs mit dem Boden je so intelligent nachgelebt worden wie hier? Gemessen an La Chaux-de-Fonds sind alle andern Schweizer Städte Stückwerk.

Ist der Junod-Plan ein Abkömmling des Doktor Bernhard Christoph Faust (1755-1842)? Dieser Arzt aus Schaumburg-Lippe befasste sich intensiv mit der Volksgesundheit. Von seinem «Gesundheitskathechismus», 1792 erschienen, wurden über 150 000 Exemplare verkauft. Er hatte 1824 die Theorie des Sonnenbaus entwickelt. «Zur Sonne nach Mittag sollen alle Häuser der Menschen gerichtet seyn.» Mit seinen detaillierten Vorschlägen entwickelte Faust einen Zeilenbau avant la lettre. Vor diesen Zeilen lagen nach Süden Gärten, ja selbst das Flachdach – «wahre offene Zimmer» – war vorgesehen.

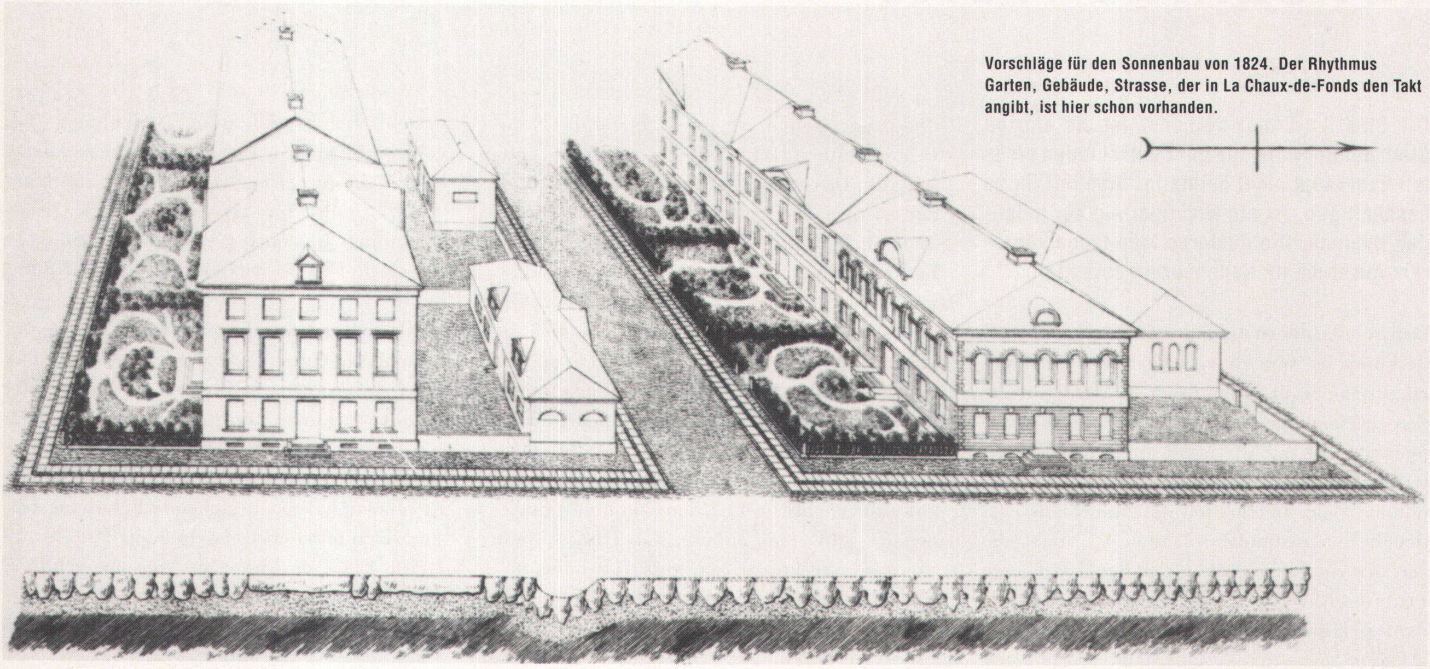
Ob der Ingenieur Charles-Henri Junod (1795-1843) Faustens Sonnenbau gekannt hat, ist nicht bewiesen. Klar aber ist, dass 1834, ein Jahr bevor Junod seinen Stadtplan zeichnete, die preussische Regierung an ihre Bauverantwortlichen ein Zirkular verschickte, das die Prinzipien des Doktor Faust empfahl. Mit oder ohne Faustens Einwirkung ist eines klar: Neben der Feuerpolizei regiert in La Chaux-de-Fonds auch die Hygiene. Während man anderswo Mietskasernen mit Hinterhöfen für genügend hielt, wurde im Neuenburger Jura bereits Sonnenbau betrieben. Die Moderne hat dort mindestens drei Generationen früher begonnen als anderswo.

Der Junod-Plan wurde von 1854 bis 1859 revidiert und den Gegebenheiten angepasst. Der Neuenburgische Kantonsingenieur Charles Knab (1822-1874) ersetzt den Strassenraster Junods durch einen Gebäuderaster. Das in den Hang gestellte «massif» wird zum Grundelement der Stadt. Es herrscht ein dreiteiliger Rhythmus: Strasse im Norden, Baukörper, kleine Grünfläche im Süden. Auf ausgewählte Felder werden statt der «massifs» die öffentlichen Gebäude gestellt. Ein Muster, das bis zum 1. Weltkrieg funktionierte. Wir redeten viel von Typus, von primären Elementen und Wohngebieten in den letzten Jahren, in La Chaux-de-Fonds können wir es besichtigen.

Das Rückgrat der Stadt bildet die rue Léopold Robert, im Volksmund le Pod genannt. Ihre Wurzel ist der fontaine monumentale aus dem Jahre 1887, ein Gedenkbrunnen an den Bau der Trinkwasserversorgung, die das Wasser aus der fast 500 Meter tiefer gelegenen Areuse heraufpumpt. Das Ende des Plod ist die Unendlichkeit. Er stösst gegen Westen in die Ebene vor und hört von seinem Wesen her nie auf. Die Längsrichtung der Stadt wird durch diesen Strassenpfeil verdeutlicht. Die Querstrassen dagegen sind nur Verbindungsmaschen. Mit der Ankunft der Eisenbahn im Jahre 1888, der Bahnhof wird südlich an das Raster angebunden, sind die prägenden Elemente der Stadt versammelt.

Doch «eine amerikanische Stadt» ist es nicht. Denn sie ist gerichtet. Das Raster gehorcht nicht dem Grundsatz der «equal opportunity», des gleichwertigen Angrenzens an die öffentlichen Leistungen, sondern der Feuerpolizeierfindung der «massifs» und hygienischen Überlegungen. In La Chaux-de-Fonds werden die Rasterfelder nicht als prinzipiell allseitig zu füllender Baugrund verstanden, sondern als Längsstreifen, an deren einen Rand die Gebäude zu stehen kommen. Nicht ein ungerichtetes Schachbrett, sondern ein lineares Funktionenbündel ist La Chaux-de-Fonds. Vermutlich ist der erweiterte Junod-Plan jenem der zähringischen Planungsmuster von Bern näher verwandt als den amerikanischen Rasterstädten. Ein durchgrüntes Bern allerdings.

Zwischen 1890 und 1910 werden in der Stadt, seit 1894 beansprucht sie diesen Ehrentitel,



Vorschläge für den Sonnenbau von 1824. Der Rhythmus Garten, Gebäude, Strasse, der in La Chaux-de-Fonds den Takt angibt, ist hier schon vorhanden.

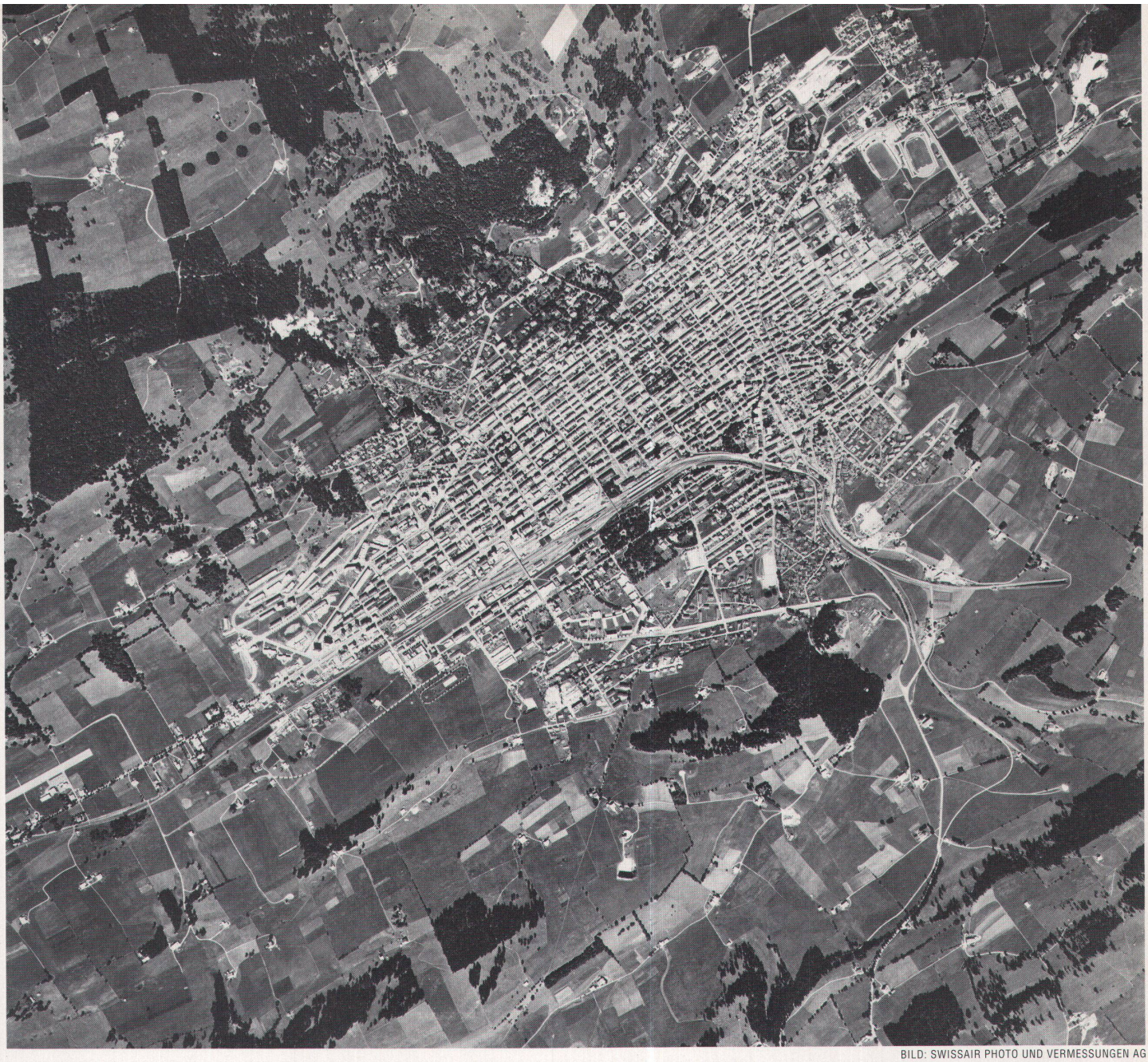


BILD: SWISSAIR PHOTO UND VERMESSUNGEN AG

Zenitalaufnahme von La Chaux-de-Fonds vom 20. August 1962 aus 4100 Metern Höhe.

1200 Gebäude errichtet, also rund 60 pro Jahr. La Chaux-de-Fonds ist die unbestrittene Uhrenmetropole der Welt. Dazu einige Zahlen: 55 Prozent betrug im Jahr 1900 der wertmässige Anteil an der Weltuhrenproduktion, 60 Prozent am schweizerischen Uhrenexport und 75 Prozent an der schweizerischen Golduhrenproduktion. Im Jahre 1850 hatte die Stadt rund 12 500 Einwohner, 1910 37 800 oder dreimal mehr.

Im «Kapital» ist die Uhrenmetropole für Karl Marx eine Fussnote wert: «Chaux-de-Fonds, das man als eine einzige Uhrenmanufaktur betrachten kann ...» Wir sollten dieses Bild wörtlich nehmen. Die ganze Stadt als EIN Gebäude. La città come un palazzo. Ein Palast, aus «massifs» zum Ganzen gefügt, liegt in der flachen Mulde des Hochtals. Das ist die einmalige Leistung der Generationen, die an La Chaux-de-Fonds gebaut haben: Ihre Stadt ist ein geplantes Werk, eine geschlossene, grosse Uhrenfabrik, ein Produktionsmittel der Weltmarktbeherrscher.

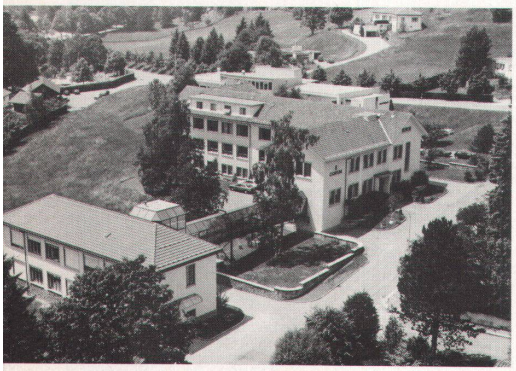
Das, was wir heute propagieren, die Durchmischung, das hat es im 19. Jahrhundert im Neuenburger Jura bereits gegeben. Es gab keine grossen Fabriken, sondern ein weitverzweigtes System von kleineren Ateliers, die in strenger Arbeitsteilung die einzelnen Bestandteile einer Uhr herstellten. Viele der «massifs» lassen heute noch an den vergrösserten Fenstern in den Giebelwänden die einstigen Ateliers ablesen. Damit ist die Stadt im 19. Jahrhundert weitgehend frei von der Hüslipest. Zwar bauen sich einige Uhrenbarone ihre Villen. Aber auch die müssen sich dem Stadtmuster unterziehen. Was jedoch fehlt, ist jede Form von Einfamilien- und Kleinhäusern, von penetrant selbstversorgerlichen Wohnkolonien. Hier wollte niemand das Proletariat an die Scholle binden. Die Gartenstadt musste für La Chaux-de-Fonds nicht erfunden werden, weil es sie hier in einer konzentrierten Form schon gab. Das Kleinbürgerliche ist in La Chaux-de-Fonds nirgends Architektur geworden.

Die Hauptstadt des 19. Jahrhunderts steht noch. Mit einigen Wunden allerdings. Doch ist eine Stadtwanderung durch La Chaux-de-Fonds Architekten- und «Hochparterre»-Leserpflicht. Wer die Stadt als mitbewegter Beobachter durchwandert, der wird feststellen: Diese Stadt ist ein Monument. Sie erinnert im Geldverwalterland an die Erfinderschweiz.

Concours national

Eine anspruchs

Von Benedikt Loderer



Die bestehenden Gebäude. Baugelände ist die Wiese links, aber auch der Streifen zwischen den Häusern und der Quartierstrasse.

Eine Uhrenfabrik, die bisher in bescheidenen Gebäuden haust, entschliesst sich, für einen Neubau einen landesweit offenen Projektwettbewerb für Berufseinsteiger auszuschreiben. Zum erstem Mal in der schweizerischen Wettbewerbsgeschichte engagiert sich eine Privatfirma in diesem Masse für die jungen Architekten. Warum?

Die Firma Corum entstand 1955, als Gaston Ries mit seiner seit 1924 bestehenden kleinen Uhrenfabrik den Schritt vom Zulieferer zur eigenen Marke wagte. Das Stichwort hiess fortan «Création», nicht mehr «Fabrication». In der Zwischenzeit ist Corum zu einer Firma mit rund 90 Mitarbeitern gewachsen, die teure, einmalige, handwerklich perfekte mechanische Uhren fabriziert. Immer war das Uhrendesign ein besonderes Anliegen. Alle kennen wir zumindest ein Modell, «Montre-Monnaie», Geburtsjahr 1965. In ein echtes Geldstück, mit Vorliebe ein goldenes 20 $-Stück, wird ein Uhrwerk eingebaut. Time is money, wie uns jeder Blick auf das Handgelenk bestätigt. Corums Jahresumsatz beträgt um die 100 Millionen Franken, was rund 20 000 Uhren entspricht.

Genauigkeit und Weitsicht

Die in den Fünfzigerjahren erbauten und später von Corum gekauften bestehenden Fabrikbauten wurden in den letzten Jahren zu klein. Ein Neubau auf dem gleichen Grundstück wurde ins Auge gefasst. Doch warum ausgerechnet für diese eigentlich bescheidene Aufgabe ein nationaler Wettbewerb?
Uhrenmacher sind von Haus aus genaue Leute, Haar- und Rappenspalter. Aber mit Weitsicht. Denn ihr Geschäft ist international, ihr Markt ist die ganze Welt der Kaufkräftigen. Und vor allem: Corum beansprucht für ihre Produkte Kreativität. Darum muss der Neubau vom selben Niveau sein, wie es die Uhren sind. Hätten da nicht genügend grosse Namen zur Verfügung gestanden? Cartier hat es ja mit Jean Nouvel im benachbarten St-Imier bereits vorgemacht. Doch das wäre wider den Geist der Firma. Nicht einen bewährten Altmeister wollte Corum, sondern neue Leute für ein neues Produkt. Darum ein Wettbewerb, denn das Gegenteil von Kreativität ist Sicherheit.
Denis Clerc, der Stadtarchitekt von La Chaux-de-Fonds schlug Corum Vincent Mangeat als Jurypräsidenten vor. Er war es, der seinerseits anregte, auf die Jungen zu setzen. Dieser Zielsetzung entsprechend, waren alle Architektinnen und Architekten der Schweiz, Absolventen einer Hochschule oder eines Technikums, die zwischen August 1986 und Juli 1991 ihr Diplom gemacht hatten, teilnahmeberechtigt.

Ein gutes Programm als Voraussetzung

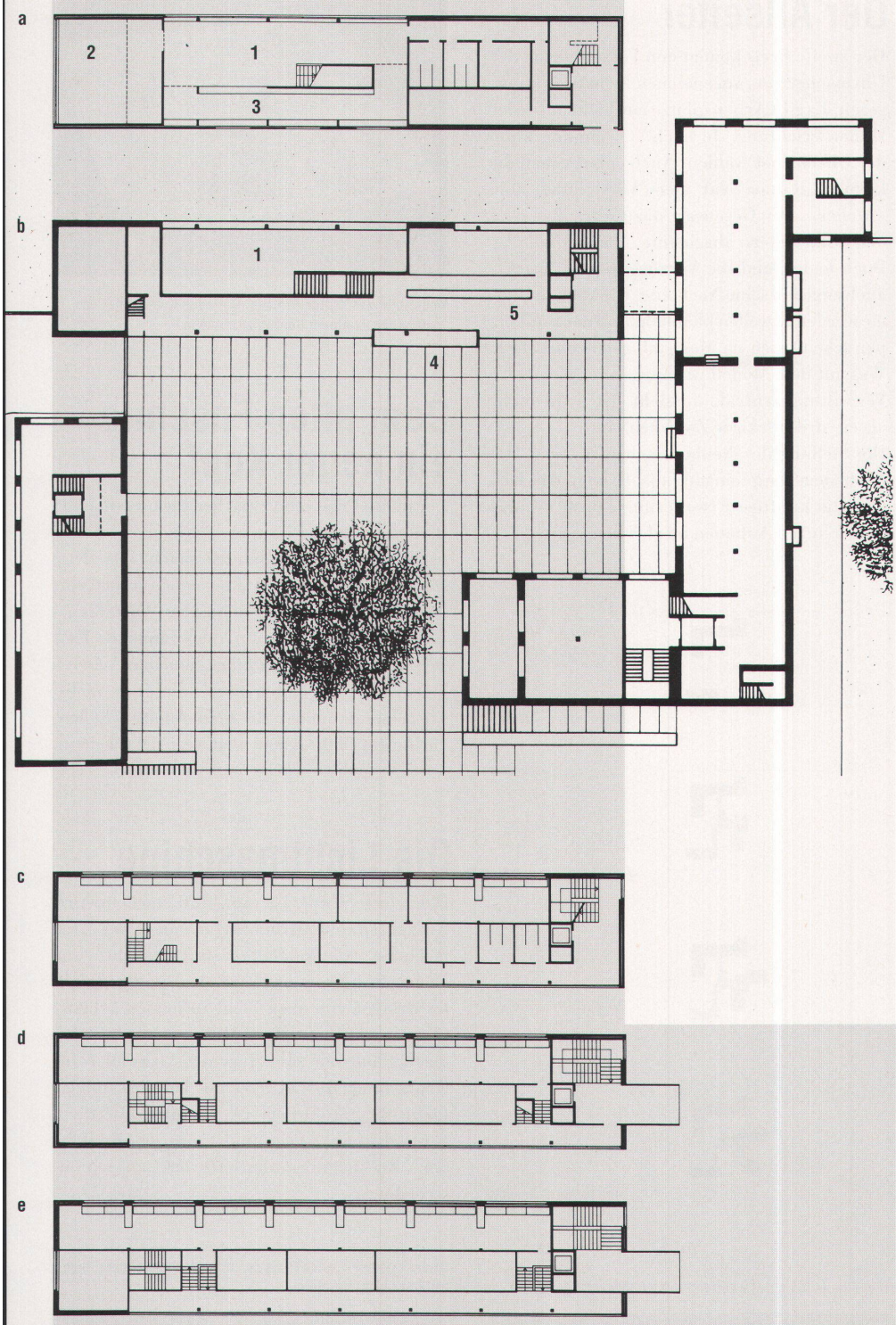
Ursprünglich hatte Corum eher vage Vorstellungen vom Wettbewerbsprogramm. Grundsätzlich gab es zwei Möglichkeiten: Entweder die Büroräume des Verkaufs und des Marketings in den Neubau zu stecken und die freigewordenen Flächen wieder in Uhrenmacherateliers zu verwandeln, was sie ja einmal schon gewesen waren. Oder den Neubau für die Uhrenmacherei zu bauen, eine exemplarische Uhrenfabrik neu zu errichten. Mangeat beharrte auf Klärungen, denn aus einem unklaren und unvollständigen Programm wird nie ein guter Wettbewerb, genau sowenig wie aus einem unsorgfältigen Drehbuch ein guter Film entsteht. Das Programm entschied für einen Neubau für die Produktion.
Es trafen so viele Projekte ein, dass ein genügend grosses Lokal gesucht werden musste – der temple allemand, ehemals Kirche der deutschen reformierten Gemeinde. Im unterirdischen Uhrenmuseum von Pierre Zoelly wurden die Arbeiten mit einigem Aufwand der Öffentlichkeit vorgestellt: Corum sieht in der Architektur auch ein Profilierungsinstrument. LR

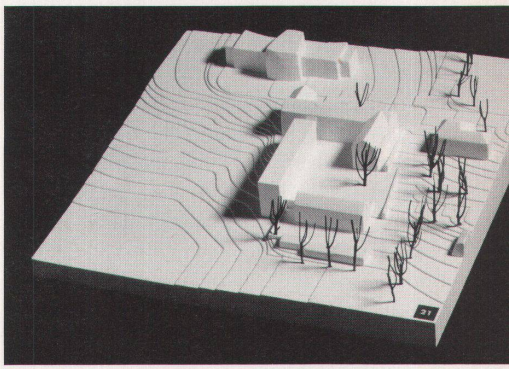
Der Corum-Wettbewerb ist im Frühling 1992 entschieden worden. Das Preisgericht machte keine Sprünge. Pragmatisch und realistisch erkor es den kühlen Kasten mit dem heissen Schnitt.

Die Uhrenfabrik Corum, Ries, Bannwart & Co S.A. in La Chaux-de-Fonds schrieb im Juni 1991 einen Projektwettbewerb für ein neues Fabrikationsgebäude aus. Das Wettbewerbsprogramm war überschaubar: Empfang mit Ausstellung, Ateliers für die Bijoutiers und die Uhrmacher, Garage und Parkplätze. Doch musste man sich mit der speziellen Arbeit der Uhrenmanufaktur auseinandersetzen. Die Qualität der Arbeitsplätze, vor allem deren Belichtung stand im Vordergrund.
Das mässig steile Terrain im Sonnenhang der Stadt liegt am Rand des historischen Strassenrasters. Zwei durch eine Passerelle verbundene Gebäude aus den Fünfzigerjahren stehen bereits auf dem Grundstück. Wie geht man mit Gelände und den bestehenden Bauten um? Einerseits müssen die Arbeitsabläufe des Betriebs reibungslos funktionieren, andererseits darf der Neubau einer künftigen Erweiterung nicht im Wege stehen. Das Programm war auf dem Grundstück gut unterzubringen, was mehrere grundsätzlich verschiedene Konzepte erlaubte. Eine direkte Anbindung an das typische Bebauungsmuster des 19. Jahrhunderts allerdings war nicht möglich. Der an das Grundstück angrenzende «jardin d'acclimatation», ein städtischer Park, gibt die Richtung der schönsten Aussicht an.
Abgegeben haben 116 Teilnehmer. Das Preisgericht beurteilte die Projekte nach den drei Hauptkriterien des Wettbewerbsprogramms: 1. Brauchbarkeit als Uhrenfabrik, 2. Übereinstimmung mit dem Bild, das Corum von sich vermitteln will und 3. der Umgang mit dem Grundstück. Der künftigen Erweiterung wurde wenig Gewicht beigemessen, sie musste möglich, aber nicht nachgewiesen sein. Das Ergebnis ist eindeutig, keine zweite Runde, der erste Preis soll ausgeführt werden.

Der Entscheid ist gerechtfertigt. Gewonnen hat ein Projekt, das sich architektonischer Mittel bedient: ein klarer Baukörper mit spannenden Innenräumen. Ganz im Gegensatz zu vielen in den drei Rundgängen ausgeschiedenen Vorschlägen. Einigen der Berufseinsteiger ist das Augenmass abhanden gekommen. Die Aufgabe hiess «bescheidene Uhrenfabrik», nicht «Tempel der Uhrmacherei». Wettbewerbe haben immer etwas mit dem Realitätsbezug zu tun – dem der Veranstalter und der Teilnehmer. Hier waren die Veranstalter realistisch, die Jury pragmatisch, die Sieger erfinderisch.

II-bescheidene Uhrenfabrik



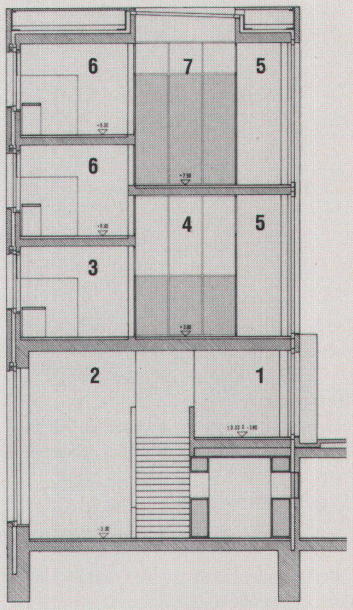


Modell des ersten Preises. Der kühle Kasten definiert einen Hof.

Der kühle Kasten mit dem heissen Schnitt

Der erste Preis muss vom Querschnitt her gelesen werden. Er ist die eigentliche Erfindung des Projekts. In einem prismatischen, scharfkantigen Block befinden sich zwei unterschiedliche Inhalte übereinander. Im untern Teil der Eingang mit einer zweigeschossigen, abgesenkten Halle und darüber mit einem geschickten split-level-System die Fabrikationsräume. Drei Zonen liegen in den Fabrikationsgeschossen hintereinander: Ateliers, Maschinenräume, Erschliessung. Den drei Zonen entsprechen auch verschiedene Fassaden: Fensterbänder gegen den Park vor den Arbeitsplätzen, Glaswand gegen den Innenhof. Im Erdgeschoss gibt das grosse Fenster der Halle den Blick quer durchs Gebäude frei. Mit seiner Stellung schliesst der

Grundrisse des ersten Preises
a) Untergeschoss mit Halle (1), Ausstellung (2) und Konferenzraum (3);
b) Erdgeschoss mit den bestehenden Bauten: Eingang (4), Empfang (5) und Luftraum der Halle(1);
c) erstes Obergeschoss Bijouterie. Drei Zonen: Arbeitsplätze/Maschinenräume/Erschliessung;
d) zweites Obergeschoss Horlogerie. Zonen wie im 1. OG;
e) Drittes Obergeschoss



Der erste Preis muss vom Querschnitt her gelesen werden:
1. Eingang; 2. Ausstellungshalle; 3. Atelier Bijoutiers; 4. Maschinen Bijoutiers; 5. Erschliessung; 6. Atelier Horlogers; 7. Maschinen Horlogers.

Block des Neubaus einen Innenhof ab. Doch will die Verlegung der Fassaden die grösstmögliche Transparenz herstellen. Von der Strasse zurückgesetzt entsteht damit ein neuer, grosszügiger Haupteingang. Der Besucher ist bei Corum angekommen, er hat nicht bloss die Firma gefunden. Die Erweiterungsmöglichkeiten zeigt das Projekt nicht. Doch der sparsame Umgang mit dem Grundstück lässt spätere Neu- oder Anbauten offen.
Ein Bau wie eine Uhr soll es werden, ein reibungsloses Ineinandergreifen, eine Art baulicher Mechanismus. Ziemlich unterkühlt und anspruchsvoll knapp. Keine grosse Geste, nur ein präziser Eingriff.

Preisträger
1. Preis (Der kühle Kasten): Margrit Althammer und René Hochuli, Zürich; 2. (Der Allseiter): Yvonne Rudolf, Zürich; 3. (Der neue Kopf): Ueli Brauen und Doris Waelchli, Lausanne; 4. (Die Lichtmaschine): Jean Châtelain und Mario Mariniello, Delémont; 5. (Die Mauer): Emmanuel Vodoz, Lausanne; 6. (Noch ein Hof): Andreina Bellorini und Marc Salvagno, Zürich; 7. (Das Schiff): Stéphane Horni, La Chaux-de-Fonds; Ankauf (Splendid isolation): Lukas Buol und Marco Zünd, Basel.

Preisgericht
Jean-René Bannwart, Verwaltungsratspräsident der Corum S.A.; Max Bill, Architekt, Zumikon; Stéphanie Cantalou, Architektin, Bern; Denis Clerc, Stadtarchitekt von La Chaux-de-Fonds; Gilbert Luthi, Direktor der Kunstgewerbeschule La Chaux-de-Fonds; Vincent Mangeat, Architekt, Nyon (Präsident); Claude Roulet, Direktor für Öffentlichkeitsarbeit Corum; Serge Steudler, technischer Direktor Corum; Ueli Zbinden, Architekt, Zürich.

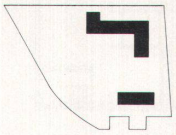
Die Arbeiten des Corum-Wettbewerbs werden im Architekturforum Zürich am Neumarkt 15 gezeigt.

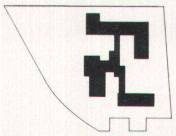
"Exemplair"
Corum-Wettbewerb in La Chaux-de-Fonds
Vernissage der Ausstellung am 8. November 92 um 18.00 Uhr.
Es spricht der Präsident des Preisgerichtes Vincent Mangeat

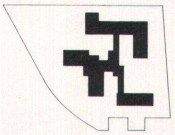
Öffnungszeiten: Dienstag bis Freitag 13.00–18.00 Uhr, Samstag 11.00–16.00 Uhr

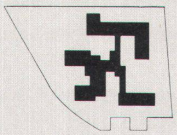
Der Allseiter

Der zweite Preis kommt den Vorstellungen der Uhrmacher vom angenehmen Arbeitsplatz entgegen. Es gibt Arbeitsplätze mit Licht aus jeder Himmelsrichtung. Je nach Gewöhnung kann der Uhrmacher wählen. Auch entsprechen die kleinen Räume gut der Vorstellung vom «Atelier». Der Gegensatz dazu wäre die – von den Mitarbeitern abgelehnte – Fabrikhalle.
Doch leider sind die Vorzüge dieses Projekts auch zugleich seine Nachteile. Die kleinen Räume werden zuweilen kleinlich, und der Baukörper scheint sich im Massstab geirrt zu haben. Was auf dem Modell wie eine sechsgeschossige Verwaltungszentrale aussieht, ist nicht mehr als ein dreistöckiger Zwischenbau.
Die Stellung des Neubaus scheidet einen Hof mit neuem Haupteingang aus. Exemplarisch ist hier die künftige Erweiterung gelöst: Weiterbauen durch Anbauen im gleichen Geiste.

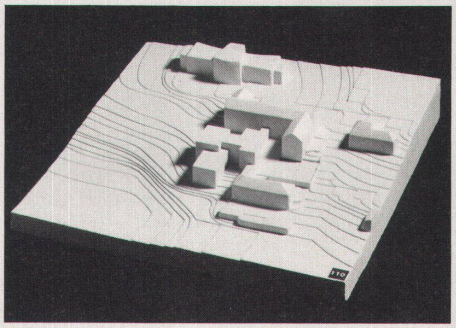

Bestehender Zustand

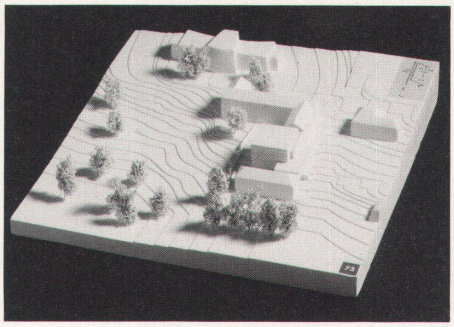

Zustand des Projektes


Zustand näherer


und fernerer Zukunft

Modellaufnahme des zweiten Preises: Massstabprobleme




Modellbild des dritten Preises. Der neue Kopf bindet das Bestehende zu einem Ganzen zusammen.

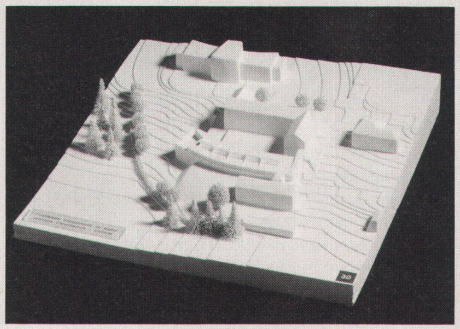
Dem alten Ensemle ein neuer Kopf

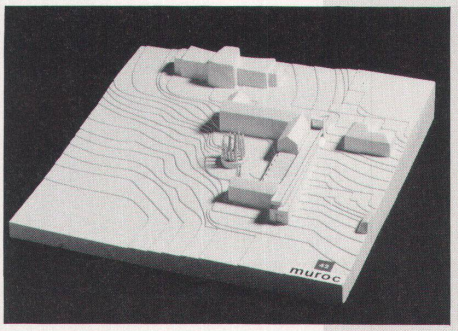
Der dritte Preis setzt zwischen die bestehenden Bauten ein neues Hauptgebäude an die Strasse. Aus zwei Einzelgebäuden macht das dritte ein Ganzes. Damit ist eine neue, sofort verständliche Hierarchie entstanden. Fast das gesamte Gelände bleibt für die kommende Entwicklung frei. Die Organisation der Arbeitsplätze allerdings überzeugte die Jury nicht. Ebensowenig fanden die brise-soleils Gefallen, die für das rauhe Klima nicht geeignet scheinen.

Die Lichtmaschine

Der vierte Preis ist ein Einthemenentwurf. Ausgangspunkt ist der Arbeitsplatz des Uhrmachers, «wie kommt er zu Tageslicht?» die einzige beantwortete Frage. Aufwendige Trichter bringen von oben Licht zu je vier Arbeitsplätzen. Beleuchtung und Aussicht (die Uhrmacher müssen zum Augentrost zuweilen ins Grüne blicken) sind getrennt. Da alles von der Lichtführung diktiert ist, ist auch nur diese wirklich gelöst. Lage und Form des Baukörpers, Ausstellungsräume etc. mussten sich unterordnen.

Modellbild des vierten Preises. Auf dem Dach erkennt man Teile der Lichtmaschine.





Der fünfte Preis errichtet zwischen Strasse und Altbauten eine neue Gebäudeschicht.

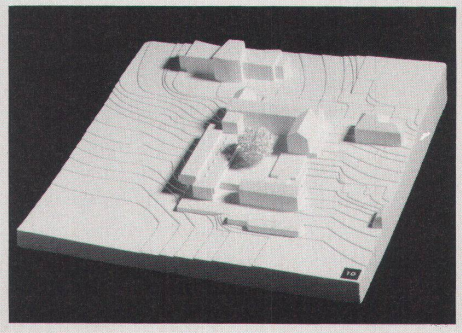
Eine Mauer vor das Bestehende

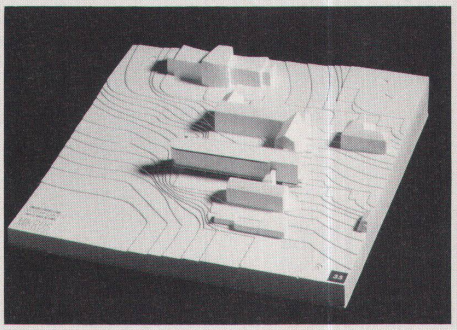
Der fünfte Preis, die Mauer, packt in eine neue Gebäudeschicht zwischen den bestehenden Häusern und der Strasse die Nebenräume. Die Ateliers befinden sich in einer Shedhalle, eingespannt zwischen die beiden Altbauten. Damit verändert sich das Bild der gesamten Fabrik. Sie erhält eine neue Präsentationsfassade. Das wird allerdings mit schwierigen Übergängen erkauft.

Noch ein Hof

Der sechste Preis, noch ein Hof, hat viel Verwandtschaft mit dem ersten. Das Preisgericht war «von der geringen Höhe des neuen Gebäudes» besonders angetan, damit bleibt die Aussicht zum Park für den bestehenden Hauptbau frei. Ob das genügt?

Modellbild des sechsten Preises. Er ermöglicht die Aussicht auf den angrenzenden Park.





Der siebte Preis setzt einen markanten Schiffskörper zwischen die Altbauten.

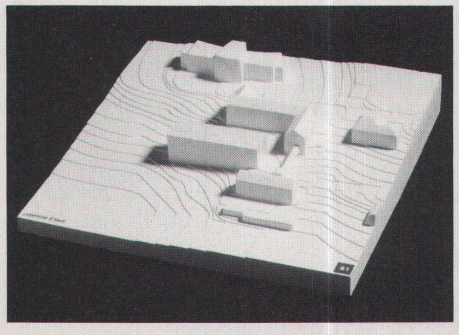
Ein Schiff ankert in der Wiese

Das Schiff, der siebte Preis, ist eben im Jurahang vor Anker gegangen. Ein eigenständiger, neuer Baukörper schiebt sich zwischen die bestehenden Gebäude und übernimmt die Führung des ganzen Ensembles. Eine überzeugende Lösung – auf den ersten Blick jedenfalls. Das Preisgericht hingegen schaute mehr als einmal hin – und fand dabei organisatorische Mängel. Diesen zum Trotz: Das Projekt ist eher unterbewertet.

Splendid isolation

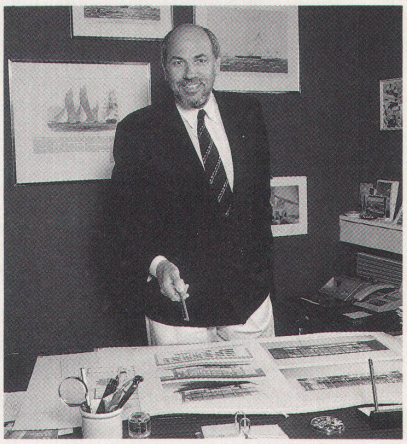
Der mit einem Ankauf belohnte Vorschlag setzt einen freistehenden klaren Kubus zwischen die Altbauten. Diese kümmern ihn in seiner «splendid isolation» wenig. Damit erfüllt das Projekt die Bedürfnisse nach internen Verbindungen allerdings nicht. Dennoch überzeugte es die Jury durch «die Einfachheit des Baukörpers» und «durch den Reichtum seiner Innenräume». Die Architekten im Preisgericht müssen hier zweifellos ein Talent gerochen haben, und dieses wollten sie durch einen Ankauf unterstützen.

Modellbild des Ankaufs. Unabhängig steht der Neubau isoliert in der Wiese.



Bitte nicht modisch

Interview mit Jean-René Bannwart, Chef Corum



Jean-René Bannwart, Uhrenindustrieller und Uhrendesigner

Jean-René Bannwart aus der zweiten Generation der Besitzer-Familie ist Verwaltungsratspräsident der Corum. Er beschäftigt sich mit der Leitung der Firma, aber auch mit dem Entwurf von Uhren.

«Hochparterre»: Ihr Vater, René Bannwart, hat einmal herausgefunden, «dass das Zifferblatt allein 80 Prozent der Uhr ausmacht». Gilt das auch für die Architektur? Mehr Design als Funktion?

Jean-René Bannwart: Das spielt beim Kaufentscheid sicher noch oft eine Rolle, doch gibt es heute bei den Uhren allgemein eine Rückkehr zum Traditionellen, bei den teuren auch eine Rückbesinnung auf die Mechanik. Beim Design in der Architektur hilft leerer Ästhetizismus nichts. Ein Gebäude muss auch brauchbar sein. Wir müssen uns bemühen, Form und Inhalt zu einem Ganzen zu verbinden.

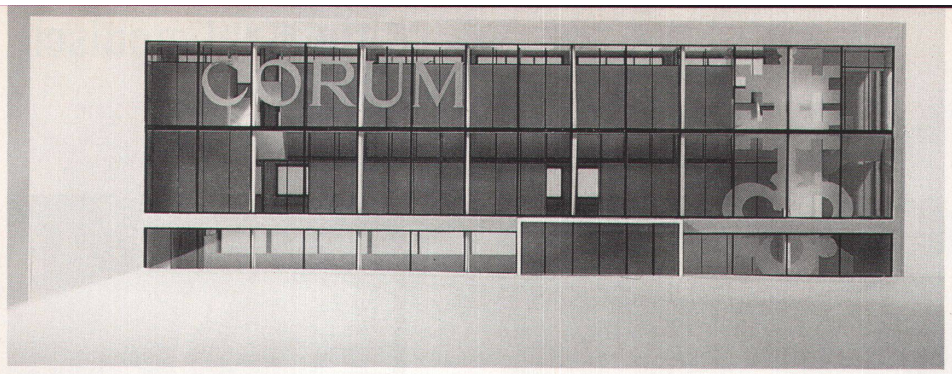
HP: Muss der Neubau auch eine PR-Funktion übernehmen?

Bannwart: In gewisser Weise ja. Der Neubau muss in einer Beziehung zur Marke Corum stehen. So wie unsere Uhren vom Konzept bis zum Detail aus einem Guss sind, so muss auch das Gebäude durchdacht und perfekt sein.

HP: In den USA versprach die Corum-Werbung «a little something for your great great-grandson». Die Uhr ist also ein einmaliges, unveränderliches und wertbeständiges Produkt. Ist das auch für den Neubau wahr?

Bannwart: Sie reden von der 20-Dollaruhr. Diese steht ausserhalb der Mode. Auch der Neubau darf nicht ein Stück Tagesmode sein. Wir wollen nicht etwas bauen, was uns in zwanzig Jahren enttäuscht. Wir sind zeitgenössisch, aber nicht modisch. Wir wollen Dinge schaffen, die ihren Wert behalten.

INTERVIEW: LR



Der Stand der Dinge

Margrit Althammer und René Hochuli, beide Absolventen der ETH Zürich, sind die mit der Weiterbearbeitung beauftragten Sieger des Corum-Wettbewerbs. Das Projekt nimmt bis heute seinen normalen Lauf.

«Mitgemacht haben wir aus Gelegenheit. Da in Zürich nichts los war, versuchten wir es in La Chaux-de-Fonds», erklären die Gewinner des Wettbewerbs, Margrit Althammer und René Hochuli. «Ein Vorteil war auch das übersichtliche Programm, nicht zu gross für Berufseinsteiger. Mitgemacht haben wir auch, weil die Ausschreibung deutlich machte, dass das erstprämierte Projekt auch wirklich gebaut werde.» Bei der Bearbeitung des Wettbewerbs gingen die beiden weit über die vom Darstellungsmassstab 1:100 geforderte Abklärungstiefe hinaus. Sie bauten ein Modell 1:50, das bereits sehr genaue Auskunft über die räumliche Wirkung und die Lichtführung gab. Die farbigen Modellfotos, die sie einreichten, wurden vom Preisgericht allerdings abgehängt und nicht zur Beurteilung zugelassen.

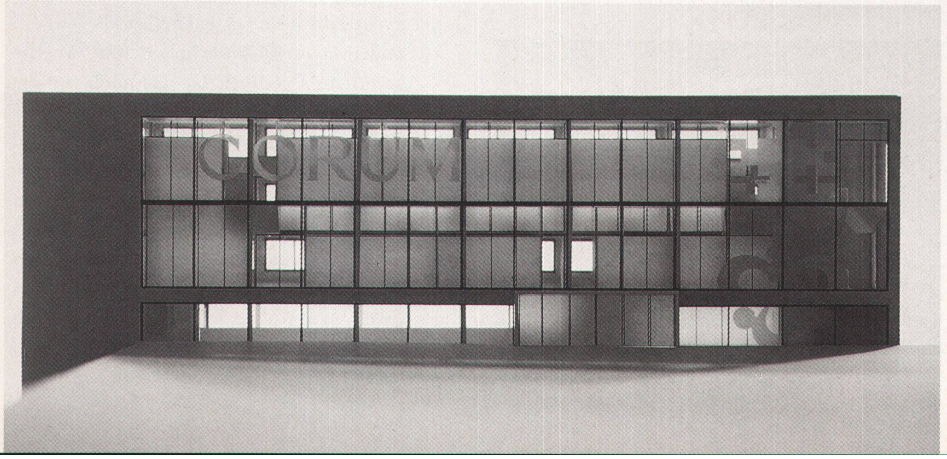
Mangeats Hoffnungen erfüllten sich, Althammer/Hochuli sind Preisträger, wie sie gesucht wurden. Sie werden mit dem Corum-Neubau ihr erstes ernstzunehmendes Projekt verwirklichen können. Es gibt keine bessere Förderung für junge Talente, als ihnen Bauaufträge zu erteilen.

Das Projekt ist unterdessen überarbeitet worden und wartet seit Ende August 1992 auf den Vorentscheid der Stadt. Die endgültige Baubewilligung wird auf Frühling 1993 erwartet, der Bau beginnt kurz danach, und das neue Gebäude wird Ende 1994 fertig sein.

Grundsätzliches hat sich im Vergleich zum Wettbewerbsprojekt nicht geändert. Die Cafeteria, die keinen öffentlichen Charakter hat, wurde in den nördlichen der bestehenden Bauten integriert. An ihre Stelle trat eine Reihe von Vitrinen als Erweiterung des Ausstellungsraumes. Statische Überlegungen führten zu einer mittleren Stützenreihe in der grossen Eingangshalle. Ihre Lage und ihre Beziehung zur Treppe ins erste Untergeschoss waren die Hauptgegenstände der Weiterentwicklung des Projekts. Unterdessen klärte sich auch das Volumen des Baukörpers, namentlich dessen Bautiefe. Die alte Wahrheit taucht hier einmal mehr auf: Wo Wettbewerbe sorgfältig vorbereitet werden, sind die Überarbeitungen keine Neuplanungen, sondern Verfeinerungen.

Althammer/Hochuli übernehmen Projekt, Ausführungsplanung und Oberbauleitung. Für die Ausführung wird der Architekt Georges Jacques Häfeli aus La Chaux-de-Fonds zuständig sein. Die Baukosten werden rund 8 Millionen betragen. Die Projektverfasser hatten in der Wahl des örtlichen Kontaktbüros freie Hand, wurden aber vom Stadtarchitekten beraten. Vincent Mangeat hat ein Beratermandat, angesiedelt zwischen Bauherrenvertreter und Architektentrainer. Er sorgt dafür, dass in der Tagesdiskussion die grossen Linien nicht verwischt werden. Namentlich will er die Erfindung des Querschnitts vor den Schäden der Gelegenheitbegehrlichkeit bewahren. LR

Der Baukörper soll transparent werden. Modellstudien bei Tag (oben) und Nacht (unten)



Ein exemplarischer Fall

Eine Uhrenfabrik veranstaltete einen Projektwettbewerb. Was ist daran so bemerkenswert? Sollte dies nicht ein übliches Verfahren sein? Wozu dient denn der Wettbewerb? Ein überzeugendes Projekt und damit einen fähigen Architekten zu finden. Kurz, es geht um die Art, wie Architekten gewählt und Aufträge vergeben werden. Und hier hat Corum durchaus neue Wege beschritten.

Bereits die Tatsache, einen Wettbewerb zu machen, unterscheidet sich deutlich vom Auswahlverfahren über Beziehungen, das für private Bauherren landesüblich ist. Neu jedoch ist, die Berufseinsteiger der ganzen Schweiz teilnehmen zu lassen. Damit nimmt die Bauherrschaft das Risiko, aber auch die Chance auf sich, mit neuen, unerfahrenen Leuten zu arbeiten. Denn ein Ziel des Wettbewerbs war es, junge talentierte Architekten mit dem ersten Auftrag zu beglücken. Ausgezeichnet werden tut gut, aber bauen können ist besser. Wahre Begabtenförderung hat einen Namen, sie heisst Bauauftrag. Und Corum wird bauen.

Von seiten der strengen Bibelforscher und Puristen der Vorwurf in der Luft, hier werde der Architekturwettbewerb als Marketinginstrument missbraucht, das Ganze sei ein Werbefeldzug. Und die jungen Architekten lieferten naiv durch Gratisarbeit ihren Beitrag dazu.

Haben wir aber nicht allen Grund, uns zu freuen, wenn Architektur als Werbemittel endlich wieder entdeckt wird? Wenn eine so alltägliche Aufgabe, wie eine Uhrenfabrik zum Beispiel, ihren Bauherren dann einen Prestigegewinn bringt, wenn das, was sie bauen, Qualität hat. Das ist ein Grund zum Aufatmen. Das platte Gerede von den Zweckbauten, die nur funktionieren müssten und keiner Gestaltung bedürfen, haben wir nun lang genug gehört. Da ist der Wille von Corum, Architektur zu machen, Musik in den Ohren.

Man trägt wieder Baukunst, Architektur wird Mode. Wer darüber die Nase rümpft, der tut es aus Futterneid oder intellektuellem Hochmut. Auf eine Vermehrung der Bauherrschaften wie Corum, darauf freut sich der Stadtwanderer.